



Die altnordische Literatur

Neckel, Gustav

Leipzig [u.a.], 1923

3. Die isländischen Skalden

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73326](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73326)

vollen Erfindung und dem dialogisch-dramatischen Aufbau: Odin empfängt den mit Gefolge einziehenden toten König in Walhall.

Eine Nachbildung der Eiriksmäl sind die Håkonarmäl, gedichtet auf den Tod König Håkons des Guten (961) von Eyvind Finnsson mit dem Beinamen Skáldaspillir: Odin schickt zwei seiner Walkyrjen aus, um „Könige zu fiesen“, sie finden Håkon, wie er sich frohgemut zur letzten Schlacht rüstet, diese wird beschrieben, und als sie zu Ende ist, entbietet die Walkyrje den wunden König zum Ritt nach Walhall, wo er ähnlich wie Eirik ehrenvoll aufgenommen wird. Hier hebt sich das Mittelstück, die Schlacht, als unanschauliche, nur auf Gesamtwirkung bedachte, echt skaldische Schilderung scharf ab von den schlicht und anschaulich, eddisch gestaltenden Strophen des Eingangs und des Schlusses.

Auch das zweite größere Werk Eyvinds, das „Håleogjatal“, das Stammbaumgedicht der Jarle von Hladir, für den 995 erschlagenen Jarl Håkon gedichtet, ist eine Nachahmung, nämlich des „Hnglingatal“.

Eyvind, der helgeländische Häuptling, ist der letzte namhafte und fruchtbare Skalde Norwegens. Zwar hat das skaldische Dichten im kleinen dort noch lange fortgelebt, sogar einige Könige, besonders Hårald der Gestränge († 1066), sind als Skalden aufgetreten; aber alle bedeutenden Vertreter der Skaldenkunst sind seit dem Ausgange der heidnischen Zeit Isländer gewesen.

3. Die isländischen Skalden. In der Pflege der Isländer hat die Skaldik ihre höchste Blüte gezeitigt, nicht nur in dem Sinne, daß Leute wie Egill, Sigvatr, Snorri die größten Skaldenbegabungen gewesen sind, von denen wir wissen, und wahrscheinlich die größten überhaupt, und daß die Zahl der isländischen Skalden und die Menge ihrer erhaltenen Verse Norwegens Anteil fast erdrückt — was sich nur zum kleineren Teil aus den chronologisch bedingten Überlieferungsverhältnissen erklären kann —, sondern vor allem auch insofern, als das Bild der isländischen Skaldendichtung mannigfaltiger ist als das doch auch nicht einförmige der norwegischen. Island stellte drei Jahrhunderte lang so gut wie alle Preislieddichter für den norwegischen Hof und auch für die weniger bedürftenden anderen nordischen Fürstenhöfe, einschließlich Britanniens und Irlands. Die junge Mannschaft des Freistaates setzte getreu uralte germanische Bauerngewohnheit fort, indem sie, durch das Meer nicht gehindert, Fürstendienst suchte, und so viele dienten auch als Dichter, daß dies — oder

Sagaerzählen — zuweilen ohne weiteres von dem ankommenden jungen Isländer erwartet wurde. Trotz der großen Nachfrage — namentlich bis 1100 — war ein Überschuß an Dichtertrieben vorhanden, und so wird denn die Form des skaldischen Preisliedes auch auf andere Helden angewandt als auf lebende Gönner: auf Götter („*Thörsdrāpa*“ des *Elifr Guðrúnarson*, Ende 10. Jahrhunderts); in christlicher Zeit entwickelt sich die *Drāpa* auf Christus und die Heiligen, auf Helden der Heldendichtung (*Thorvald veili* dichtete als Schiffbrüchiger auf einer Schäre, bei kaltem Wetter und fast ohne Kleider, im allerschwierigsten *Dröttkvætt* eine *Drāpa* auf *Sigurd* den Drachentöter), später, epigonisch, auch auf andere berühmte Krieger der Vergangenheit, die schon von gleichzeitigen Stalden verherrlicht waren. Die Fürstendrāpa selbst setzte nicht bloß die alte Art des *Thjóðolf* kunstreich fort (*Glúmr Geirason*, 10. Jahrhundert), es entstanden nicht bloß weiter „Schildgedichte“ und „Haupteslösungen“: *Egils* „Haupteslösung“, 936 in *Norð* vor *Eirík Blutart* vorgetragen, bewegt sich in einem lebhaften *Sornrðislag* mit Endreimen (Schild überall — Trifft Schwertes Prall) und erreicht ganz neue Wirkungen, *Kormak* gestaltet in seiner „*Sigurðardrāpa*“ (um 960) den Kehrreim zu einer Art Schildgedicht im kleinen, indem er wahrscheinlich den bunten Holzfries im Tempel zu *Hladir* beschreibt, *Ulfr Uggason* treibt dies weiter, er schildert 983 in der „*Húsdrāpa*“ zur Einweihung der neuen Halle des *Olaf Psau* auf *Hjardarholt* (Island) die mythologischen Bilder, die dort die Wände zierten; *Einarr skálaglamm* gestaltet die „*Vellekla*“ auf den *Jarl Hakon* zu einem Propagandagedicht für das von diesem Fürsten beschützte Heidentum (um 986); die Stalden des 11. Jahrhunderts, namentlich der jüngere *Thjóðolf* (*Arnórsson*) und als sein Wegbereiter das große Formtalent *Sigvatr*, entwickeln im *Dröttkvætt* eine leichtere, fließendere Sprache und zugleich eine bis dahin unerhörte Pracht und Anschaulichkeit der Schilderung, etwa der ausseglenden Flotte des Königs; das wirkt auch auf die eddische Dichtung (Erstes *Helgilied*) und mit dieser zusammen auf Stalden des 12. Jahrhunderts, welche nun die skaldischen Vers- und Stilsfesseln überhaupt abwerfen und sich als *Drāpadichter* im schlichten *Sornrðislag* versuchen; aber im 13. Jahrhundert läßt *Snorri* noch einmal die gesammelten Künste des strengen Metrums spielen und liefert im „*Hättatal*“ auf *König Hakon* und *Jarl Skuli* zugleich das längste und prächtigste aller Ehrengedichte — freilich

ohne Kehrreim — und eine Musterkarte metrischer Lehre, das würdige Schlußdenkmal einer langen Entwicklung, wenn auch danach noch Snorris Neffe Sturla kommt, ein anmutiges Formtalent von Rang, und hinter ihm die lange Reihe geistlicher Staldenstücke, die, von Hallfreds verlorener, für Olaf Tryggvason gedichteter „Auferstehungsdrāpa“ herabreicht bis zu Jón Arason.

Das Wertvollste jedoch, was die isländischen Stalden geschaffen haben, liegt außerhalb der Linie des Preisliedes. Die skaldischen Formen, Kviðuháttir und besonders Dróttkvætt, werden im isländischen Zeitraum zu Gefäßen für die verschiedenartigsten subjektiven Inhalte, und auf diese Weise entwickelt die altnordische Literatur ihre Lyrik. Zwar ist zu warnen vor dem Irrtum, als fänden sich die Grundformen der altgriechischen Poesie, einer vermeintlichen Allgemeingültigkeit entsprechend, auch auf diesem germanischen Boden wieder; die Verhältnisse sind hier trotz mancher Ähnlichkeit und trotz Urverwandtschaft doch wesentlich andere gewesen, und mittelbare hellenische Einflüsse zeigen sich erst bei nachgeborenen Theoretikern und nur in Metrik, Stilistik und besonders Grammatik; aber wie wir uns des bequemen Ausdrucks „dramatisch“ bedienen zur Kennzeichnung einer dem griechischen und griechisch beeinflussten Drama ähnlichen Haltung des erzählenden Eddadichters, wie wir gewisse Eigenschaften des germanischen Heldenliedes kurz „hymnisch“ nennen, so dürfen wir auch von altnordischer „Lyrik“ sprechen. Diese Lyrik hat aber, verglichen mit der griechisch-römischen und der modernen, etwas Herbes und Männliches, sie hat überhaupt ihre eigene Gefühlswelt, und sie ist, metrisch und sonst, fast völlig ohne musikalische Werte. Da, wo altnordischem Versbau und Stil musikalische Wirkung, freilich eigener Art, zukommt — in der Eddadichtung, besonders im Ljóðuháttir —, da handelt es sich nicht oder nur nebenbei um persönlichen Gefühls- oder Stimmungsausdruck¹⁾; dieser sucht vielmehr die starre, die konventionellste Form. Auch dies ist ein bezeichnend germanischer Zug; nächst verwandt ist die Sparsamkeit des Mienenspiels und der Gesten, deren Gegenteil bei einem leidenschaftlich jammern den italienischen Witwer den nach Rom pilgernden Sigvatr stark befremdet hat.²⁾

1) Abgesehen etwa von einzelnen Ich-Strophen der „Hávamál“.

2) „Heimskringla“, hrsg. von S. Jónsson 3, 16 f.; 4, 182 f.

Dieses Befremden war allerdings gemischt: es galt nicht allein der Art und dem Heftigkeitsgrad der Ausdrucksbewegungen, sondern ebenso sehr deren Anlaß, der leidenschaftlichen Trauer um die Frau. Solche Trauer gezielte sich nach dem Gefühl des Stalden nur um den toten Gefolgsherrn. Die vergleichsweise Schwäche aller erotischen Gefühle, zumal beim Manne, ist germanisch; ebenso die Stärke der männlichen Treue und Freundschaftsgesinnung. Davon zeugen auch die altdeutsche und die angelsächsische Literatur laut; ja, wer den Blick für so etwas hat, wird noch in germanischer Volksart von heute Bestätigungen dafür finden. Aber seit dem Altertum hat sich hierin vieles geändert. Im Mittelalter ist der erotische Geschmack von zwei Seiten her in Germanien eingedrungen: vom keltischen Westen und vom byzantinischen Südosten her, und am frühesten und deutlichsten zeigt sich der keltische Einfluß bei den Stalden, zuerst bei Kormak im 10. Jahrhundert. Er und seine Nachfolger, Gunnlaug Schlangenzunge u. a., sind die ersten Liebesdichter in germanischer Zunge. Kormak hat in bildkräftigen Dróttkvætt-Strophen seine Leidenschaft zur schönen Steingerd verewigt. Er erzählt uns von dem Feuer ihrer Blicke und von ihren schlanken Fußgelenken, versichert, eher würden die Berge ins Meer sinken — beim Weltuntergang, wohl Anspielung auf die Völuspá —, ehe eine zweite so schöne Frau geboren werde, und erklärt die Geliebte für wertvoller als Island und Dänemark und selbst das ferne Hunnenland, als ganz England und Irland — ähnlich wie ein deutscher Fahrender zweihundert Jahre später der schönen Königin Alienor beteuerte, daß ganz Deutschland ihm nichts gelte gegen ihre Umarmung. Das war, als auch bei uns Liebespoesie aufkam.

Kormaks Zeitgenosse Egill Skallagrímsson ist ein Lyriker ganz anderer Art. Bei ihm finden wir uralte germanische Stimmungen zum erstenmal im persönlichen Bekenntnis gestaltet. Der norwegische Häuptling Arinbjörn hatte ihn durch Fürsprache und guten Rat aus der Hand des Eirík Blutart gerettet; das vergilt Egill durch ein freimütig-selbstbewußtes Lobgedicht, eine ganz persönliche Freundschafts-Dräpa. Weit gehaltvoller als dieses „Arinbjörnlied“ ist „Der Söhne Verlust“, die Totenklage des Alternden um den Lieblingssohn. Die älteren Totenklagen waren gewiß reicher an erzählendem Inhalt, gegenständlicher. Dieses Gedicht aber enthält „fast nur die eigenen inneren Erlebnisse des Dichters: die furchtbare Lähmung

durch den Kummer, die dadurch belebte Erinnerung an jeden früheren Verlust; dann den gewaltsamen Ausbruch der Rachelust gegen den grimmigen Meeresgott, der ihm den Sohn geraubt hat; mit Mißtrauen blickt er auf seine Landsleute, da er jetzt der wenigen beraubt ist, die seine Sippe bildeten; und er schließt seine Rechnung ab mit Odin, der die Freundschaft mit ihm gebrochen hat — und doch hat jener ihm Ersatz gegeben für das Leid: die herrliche Staldenkunst und dazu den harten Sinn, der ihm aus heimlichen Ränkeschmieden immer offene Feinde machte; ohne Trauer und willig kann er der Höl entgegensehen, die draußen auf dem Vorgebirge — am Grabhügel des Geschlechts — auf ihn wartet" (Arel Olrik). Egill wohnte auf dem großen Hofe Borg in West-Island, den sein Vater gegründet hatte, als er im offenen Zwist mit dem König von Norwegen von dort entwich. Egill selbst kämpfte diesen Sippenkampf stolz und trotzig weiter, durchstreifte als Wiking und Söldner baltische und britannische Gewässer und Lande und gestaltete, was ihn bewegte, in lebensvollen „losen Strophen“.

Der erste Stalde, der dem Hochgefühl des Schwächeren Ausdruck gab, wenn er dem Großen eine Scharte geschlagen hat, war der Orkaden-Jarl Torf-Einar, der Sohn Rögnvalds, des Jarls von Möre; er hatte einen Sohn des Harald Schönhaar selber erschlagen. Synklische Kampfsyrik wie die kunstlosen Strophen dieses Einar sind auch die des schwarzen Thorarin von der Möwenhalde (Māvahlid, Island). Sie sind teils an eine Zuhörerschar, teils an einen Krieger, teils an eine Frau gerichtet und sprechen mannigfaltige Stimmungen aus.

Ein ergreifendes Lebensschicksal ist niedergelegt in den Strophen des Gísli Súrsson, der viele Jahre im nordwestlichen Island als Geächteter lebte, bis er kämpfend sein Ende fand. Er sieht in Traumgesichten die große Familienhalle, wo die gestorbenen Verwandten ihn erwarten, und die Walkyrje, die ihn dorthin geleitet und ihm, dem Wackeren mit dem guten Gewissen, friedfertige, bereits christlich gefärbte Lebensregeln gibt. Er träumt auch von schweren Wunden, die ihm geschlagen werden. Aber er beteuert der treuen Gattin, für deren Standhaftigkeit er gelegentlich hat fürchten müssen, sie werde ihn niemals wanken sehen. An ihrer Seite ist er dann gefallen (978).

Glücklicher war Sigvatr, der schon mehrmals erwähnte Lieblingsstalde Olafs des Heiligen. Er gibt uns in seinen verschiedenen

Strophenreihen (flokkr heißt eine solche, auch als bescheidenere Stellvertreterin einer Drāpa) namentlich Reisebilder und Reifestimmungen. In den „Ostfahrtsstrophen“, von einer Gesandtschaft nach Gautland, zeichnet er z. B. die Frauen, die der Staubwolke der durch die Straße von Skara galoppierenden Reiter neugierig nachblicken, oder unfreundliche Empfänge in heidnischen Gehöften. Die „Freien Worte“ mahnen freimütig Magnus den Guten, der Anstalten machte, die Verschwörer von Stiklastadir zu züchtigen, zu Milde und Klugheit; die Mahnung hatte Erfolg, und der ehrende Beiname des Königs war die Folge. Nicht Lob allein also brachte der Skalde seinem Fürsten; war er doch seit alters auch Ratgeber, und schon Bragi konnte kraft seiner Klugheit in das Schicksal eines Königshauses entscheidend eingreifen.

4. Das nīð und der Ursprung des Skaldennamens. Von sonstiger aktiver oder Zweckthätigkeit ist besonders der Spottstrophen zu gedenken (nīð, nīðvīsa), die eine beliebte Gattung waren und zahlreich erhalten sind, die meisten sehr derb, viele obszön und damit aus dem Gesamtcharakter der altnordischen Literatur herausfallend, auf ältere Zeitenweisend. Um 970 strandete ein isländisches Schiff in Dänemark, und die Ladung wurde von einem königlichen Vogt als Strandgut dem Volke preisgegeben. Daraufhin beschloß die Landsgemeinde in Island, es sollten so viele Spottstrophen auf den Dänenkönig Harald Gormsson gedichtet werden, wie das Isländervolk Köpfe zählte. Eine dieser Strophen ist erhalten; sie stellt den König und jenen Vogt als Hengst und Stute dar, mit einer beliebten, also nicht originellen, witzarmen Wendung. Trotzdem tat das nīð seine Wirkung; der germanische Ehrbegriff erlaubte nicht, daß man derartige, poetisch umfliegende Nachrede auf sich sitzen ließ, und so plante denn Harald einen Kriegszug gegen die Insel. Man erzählte sich, er habe einen zauberkundigen Mann als Kundschafter ausgesandt. Der sei als Wal hinübergeschwommen, aber an den isländischen Küsten von den Landwichten in jeglicher Gestalt so übel empfangen worden, daß er umgekehrt sei und dringend von dem Unternehmen abgeraten habe.

Diese Geschichte klingt uns scherzhaft, aber für die Alten hatte sie auch eine sehr ernste Seite: sie glaubten wirklich an jenen Zauberer in Walgestalt; haben sie doch auch in Seehunden, Wölfen, Vögeln Menschen gesehen, Menschen, die mit Zauberkraft sich so hatten umschaffen können. Man hat aber noch mehr geglaubt, nämlich an die

Kraft jener zu Tausenden aufgegebenen Spottstrophen, König Harald nicht bloß zu ärgern, sondern ihm und seinem Lande wirklich zu schaden. In den reimgebundenen Versen wohnte auch Zaubermacht; das *nīð* war zugleich ein *galdr*, ein Zauberlied, mit dem man Götter und Wichte gegen den mobil machen konnte, auf den das *nīð* gemünzt war.¹⁾ Wer also Versbau und Formeln beherrschte, war ein Zauberer. Tatsächlich wissen wir von Stalden wie Egill und Gísli, daß sie Zauber geübt haben, auch Runen- und Sachzauber.

Wahrscheinlich war das uralte Staldengepflogenheit. In den altnorwegischen Gesetzen heißt *skäldstöng* eine Stange, die jemandem zum Tort errichtet wird und auf der Verfluchungsformeln angebracht sind, also dasselbe, was die Isländer (Egill) *nīðstöng* nannten. Hier haben wir also das Wort *skäld* in der Bedeutung „einer, der Verfluchungsformeln (*nīð*) beherrscht“, somit auch „einer, der die Mächte beherrscht“, „ein Zauberer“. Dazu stimmt die mutmaßliche Urbedeutung des Wortes, welches auf **skawalda*- zurückzugehen scheint und dann ursprünglich „Seher“ bedeutet hat, genauer: „Seher oder Seherin“, denn es ist sächlich. Auch die altnordischen Seherinnen sprachen in Versen — wie die griechische *Pythia* —, pflogen Verkehr mit unsichtbaren Wesen und trieben neben der Weissagung Zauber. Wenn diese Frauen in geschichtlicher Zeit nicht mehr *skäld* heißen, andererseits dieser Name den vornehmen Sinn „Hofdichter“ angenommen hat, wobei man an das unmännliche Gewerbe des Zauberers nicht mehr denkt, so erklärt sich dies daraus, daß einmal ein oder einige Seher-Zauberer, die zum Hauswesen eines Fürsten gehörten, das Amt des Hofdichters mit übernommen hatten, indem sie ihre Versgewandtheit und vielleicht auch ihren dunklen Zauberstil in den Dienst der neuen Aufgabe stellten, und daß diese Leute mit dieser ihrer Tätigkeit vorbildlich wurden, während sie die ältere Zauberpraxis mehr im Verborgenen fortpflanzten.

IV. Die Saga.

1. Vorgeschichte. Mindestens so alt wie das Vortragen von Liedern ist bei den Germanen das leichtere und anspruchslosere Geschichtenerzählen. Aber wie es uns schon unmöglich ist, über die

¹⁾ Vgl. Niedner, Die Geschichte vom Stalden Egil (Thule Bd. 3), S. 162 (Strophe 28) und S. 169f.